

Wolfgang Roßbach

KOKA IM ANDENWIND

... und andere kleine und große
Geschichten aus der weiten Welt

Die Leseproben:

Zunächst das Inhaltsverzeichnis

Leseprobe 1 - Wir befinden uns in der Atacama Wüste und müssen feststellen, dass eine Weltreise eben doch kaum planbar ist.

Leseprobe 2 - In diesem Kapitel besuchen wir die Rally Atacama und fühlen uns am Ende als ein Teil davon.

Leseprobe 3 - Grenzübertritte bieten Überraschungen. Der von Vietnam nach Kambodscha auch.

Leseprobe 4 - Laos. Vorher wussten wir nichts über das Land, dann lernten wir Mr. Vieng - Böööööörp! - kennen.



INHALT

Einleitung	8
------------	---

TEIL I SÜDAMERIKA UND USA

1 Vorbereitungen	19
2 Calama - San Pedro Chile	38
3 Rio de Janeiro Brasilien	62
4 Santiago de Chile Chile	78
5 Ruta 153 Argentinien	90
6 San Juan - Clorinda Argentinien	96
7 Asunción - La Huella Paraguay	103
8 Juan Solá - Paso S.F. Argentinien	124
9 Copiapo Chile	151
10 Santiago de Chile Chile	164
11 USA	170

TEIL 2 SÜDOSTASIEN

12 Bangkok - Jomtien Thailand	193
13 Chiang Mai - Der Norden Thailand	208
13½ Beziehungsprobe	242
14 Ho-Chi-Minh-Stadt Vietnam	247
15 Mekongdelta Vietnam	264
16 Kambodscha	290
17 Laos	328
18 Sapa Vietnam	362
19 Ha Giang Loop Vietnam	376
20 Hanoi Vietnam	399
21 Helsinki statt Melbourne Thailand	410

TEIL 3 ERFAHRUNGEN

22 Über Teil 3	414
23 Essen	417
24 Kinder	432
25 Klo und Bad	441
26 Bedenkenswert	448
Epilog	458
Zu guter Letzt	463

LESEPROBE I

CALAMA | SAN PEDRO DE ATACAMA CHILE

Es ist Ende September und wir sitzen in einem Café der Abflughalle des Aeropuerto El Loa in Calama, Chile. Calama ist einer der trockensten Plätze der Erde. Im Durchschnitt fallen hier nullkommanull Millimeter Regen im Jahr. Kein Wunder, denn dieser Ort befindet sich inmitten der Atacama-Wüste. Es ist weder schön hier noch sollten wir uns überhaupt an diesem Platz befinden.

Ich starre auf meinen kalt gewordenen Kaffee, sehe die abflugbereiten Flugzeuge durch die Panoramafenster des nüchtern eingerichteten Cafés und auf einmal laufen Tränen meine Wangen hinunter. Erst ein paar, dann mehr, die sich nach und nach zu einem nicht endend wollenden Sturzbach zusammenfinden. Die Scheiß-Tränen brennen wie verrückt auf den von der trockenen Wüstenluft gerissenen Lippen.

Ich schluchze und kann gar nicht vernünftig sprechen. Das kenne ich nicht von mir. Uta steht auf und holt eine handvoll Papierservietten vom Nebentisch. Die sollten reichen, tun sie aber nicht. Ihre Augen sind nur gerötet, sie hat diese Heulattacken schon letzte Nacht hinter sich gebracht. Ich kriege mich gar nicht wieder ein. Viel zu tief sitzen die Enttäuschung, der Frust, die Trauer über diese einmalige und vernichtende Unge-

rechtigkeit. Ich könnte schreien! In meinem Körper herrscht ein absolutes Gefühlschaos.

Drei Jahre lang haben wir unser Abenteuer durch Süd-, Mittel- und Nordamerika geplant und vorbereitet. Mindestens zwölf Monate wollten wir diesen für uns fremden Teil der Erde erkunden. Damit soll jetzt nach nur zwei Monaten Schluss sein? Wir sind am Boden zerstört und hätten nie damit gerechnet, dass unsere Reise auf diese Weise zu Ende gehen könnte.

Unser Flug wird aufgerufen. Boarding. Ernüchtert und frustriert fliegen wir zurück in Chiles Hauptstadt, Santiago.

Der Aufenthalt in San Pedro de Atacama brachte eine entscheidende Wende in unsere Planung. Wir mussten schmerzlich lernen, dass ein Plan nur so gut ist, wie es die «Weltreise zulässt».

Meine Ehefrau und Abenteuergefährtin, Uta, und ich, Rossi, hatten die letzten drei Wochen in San Pedro de Atacama, Chile, verbracht.

Ein Oasen-Dorf, das auf über 2.400 Metern Höhe, in der Atacama-Wüste liegt. Umgeben von einer absolut gigantischen Natur. Den knapp 2.000 Einwohnern steht ein Vielfaches an Touristen jährlich gegenüber. Im Ort reiht sich eine Kneipe an die nächste, unzählige Restaurants und Souvenirläden werben um Kunden. Touranbieter locken die Reisenden zu hochpreisigen Ausflügen. Es geht zum Salzsee *Salar de Uyuni* (Bolivien), der ganz in der Nähe liegt, zu den Geysiren von *El Tatio* oder zum *Valle de la Luna* (dem Mondtal mit spektakulären Felsformationen). Es werden Spaziergänge durch

das *Valle de la Muerte* (das Todestal mit Knochenfunden verschollener Reisender) und Wanderungen auf den tollen Vulkan *Licancabur* angeboten. Das alles war nicht unsere Welt. Wir wollten die Gegend lieber auf eigene Faust erkunden und San Pedro nur einen kurzen Besuch abstatten.

Die Probleme kündigten sich schon auf der eindrucksvollen Hinfahrt zum Wüstenort an. Entlang der *Ruta del Desierto* (Wüstenstraße) konnten wir bei einem Zwischenstopp die schneebedeckten Gipfel der Vulkane und Bergformationen am Horizont sehen. Davor eine überwiegend flache, nur leicht hügelige Landschaft in verschiedenen Sand- und Rottönen, die sich mit dem Weiß der Salzwüste abwechselte. Absolut magisch und neu anzusehen für unsere «europäisierten Augen». Weite. Viel davon. Jeder Kilometer und jeder investierte Euro dieser Reise hatten sich bei diesem Anblick schon gelohnt. Wäre da doch nur nicht dieses Unheil verheißende Knattern und Tickern in Utas Motorrad zu hören gewesen. Nur ein kleines Geräusch, kaum wahrnehmbar, aber dennoch gehörte es nicht da hin. Noch dazu ging der Motor ständig aus, sobald sie die Kupplung zog und langsamer wurde.

Zu diesem Zeitpunkt machten wir uns eigentlich noch keine großen Sorgen, denn wir waren auf unseren kleinen Honda CRF250L Motorrädern unterwegs und die konnten bekanntlich auf der ganzen Welt repariert werden. So lautete zumindest der allgemeine Tenor von Werkstätten, Sachverständigen und uns. Wir alle hatten uns getäuscht.

Vorbei am vegetationslosen *Valle de la Luna* fuhren wir dem Sonnenuntergang entgegen, um zu unserer Unterkunft am Ortsrand von San Pedro zu gelangen. Diese lag in der Nähe der häufig geschlossenen und mit hunderten Aufklebern anderer Motorradreisender versehenen Grenz- und Zollstation des Ortes. San Pedro befindet sich in unmittelbarer Nähe zu Argentinien und Bolivien.

Gegenüber der Grenzstation prangte ein riesiges selbst gemaltes Plakat, das einen toten Flamingo zeigte, der an eine Lithiumbatterie angeschlossen war. Aus einem in der Wüste aufgestellten Rohr kam nur noch ein letzter Tropfen Wasser. Eine Parole wies auf das «Opfer» hin, das die Atacama-Region für den Lithiumabbau brachte. Hier wehrten sich Menschen gegen den Raubbau an ihrer Natur, der durch den Wunsch nach mehr Elektromobilität unserer westlichen Welt verursacht wurde.

«*Atacama somos todos* – Wir alle sind Atacama.»

Das direkte Umfeld unseres Hostels war nicht besonders ansprechend. Viel Geröll und Sand, wie es halt in einer Wüste normal ist, sehr einfach gebaute Häuser in der Nachbarschaft. Wellblechhüttencharme. Leicht chaotisch. Wäre dies der erste von uns besuchte Ort in Südamerika gewesen, hätten wir gedacht, es würde sich um ein Armenviertel handeln. Mittlerweile wussten wir, dass es ein normales, hier übliches Wohngebiet war. Auf dem Programm der Bauherren stand Recycling. Es wurde so ziemlich alles verbaut, was irgendwo

anders nicht mehr gebraucht wurde. Alte Holzlatten, Plexiglasscheiben, Steinreste, Krimskrams, halbe Autos. Prunkstück: die große chilenische Nationalflagge. Diese schmückt jedes Haus in San Pedro.

Unsere Unterkunft, das Hostel *Millantu*, war von einer hohen Steinmauer umgeben und bot Platz für um die fünfzehn Gäste. Gepflegt, mit vielen bunten Accessoires verschönert und einem tollen Ausblick auf den märchenhaften Vulkan *Licancabur*, wollten wir uns hier von den anstrengenden letzten Tagen der Reise erholen. Unser Zimmer im *Millantu* verfügte über eine kleine Kochnische und das Frühstück wurde uns am Vorabend in einer Plastikbox vor die Tür gestellt. Cerealien, Obst, Milch und Instantkaffee standen auf dem Speiseplan.

Ein Bummel durch die Stadt brachte uns folgende Informationen: Es war recht ansprechend hier, die weiß angestrichenen, kleinen Lehmhäuser sorgten für ein tolles dörfliches Ambiente, einfache Sandstraßen erinnerten uns daran, dass wir uns in der Wüste befanden. Unzählige feierwütige und abenteuerhungrige Backpacker aus der ganzen Welt streiften durch den Ort, der für chilenische Verhältnisse extrem teuer war. Uns war das nicht so wichtig, wir wollten ja nur kurz bleiben.

In den nächsten Tagen sollte das touristische Programm hintenanstehen, denn das Motorengeräusch machte uns zusehends nervös. Utas Honda schien außerdem an Leistung zu verlieren. Das war kein gutes Zeichen. An eine Weiterfahrt über die bei Motorradreisenden als legendär und berüchtigt bekannte Laganas Route war so nicht zu denken.

MOTORRADREPARATUR?

Die nächstgrößere, einhundert Kilometer von San Pedro entfernte Stadt war Calama. Der Ort ist für die in der Umgebung gelegene *Chuquicamata* bekannt. Die größte Kupfermine der Welt. Ein unglaublich tiefes, riesiges Loch, das für die jahrzehntelange Ausbeutung des Bodens spricht, hatte uns schon auf der Hinfahrt beeindruckt. In dieser Ortschaft sollte es eine große Motorradwerkstatt geben und exakt hier begann dann auch unsere nervenaufreibende Odyssee der nächsten Wochen.

Die besagte Werkstatt wurde zu unserem persönlichen *Armageddon*. Ein ansehnlicher Bereich für Reparaturen, ein stattlicher Verkaufsraum und große Werbetafeln sämtlicher bekannter Motorradhersteller machten einen guten, soliden Eindruck. Es dauerte nur kurz und ein junger Mann kam uns offen und hilfsbereit entgegen. Mit unserem rudimentären Spanisch, einem Honda-Handbuch und Gesten mit Händen und Füßen beschrieben wir das Problem. Wir ahnten, wo der Fehler lag, und konnten so einigermaßen gut ausdrücken, was zu tun sei.

An meinem Motorrad gab es zusätzlich ein Problem mit dem Fahrwerk. Das war jedoch keine große Sache, zumal die Ersatzteile vorhanden waren und die Werkstatt auch auf diesem Gebiet, nach eigener Aussage, ein absoluter Fachbetrieb war. Falsch.

Gemeinsam schoben wir unsere Hondas in den großen Werkstattraum. Dieser war gut mit Hebebühnen und weiterem professionellen Equipment ausgestattet. Der Chef, ein mittelalter Herr vom Typ netter, gemütlicher

Südamerikaner, gesellte sich zu uns und wir erklärten das Problem. Es entstand eine freundliche hilfsbereite Atmosphäre und die aufmunternden Worte des Chefs ließen bei uns Hoffnung aufkeimen. Mit Hilfe des Handbuchs konnten wir die kaputten Teile benennen und auf eine baldige Reparatur hoffen. Im Beisein des Chefs begann der vermeintlich routinierteste Schrauber und ein Helfer sogleich, Utas Motorrad auseinanderzunehmen. Tank runter, Motor öffnen, Teile angucken. Nichts zu sehen! Der Mechaniker begutachtete den geöffneten Motor, als sähe er ihn aus dieser Perspektive zum ersten Mal in seinem Leben. Ein bisschen stochern hier, ein wenig fummeln da. Nun beschlich uns langsam ein mulmiges Gefühl. Dann begannen ein paar Servicearbeiten, von denen der – noch Hilfwillige – wohl zumindest schon mal entfernt etwas gehört hatte (für Motorradfahrer: man versuchte zum Beispiel die Ventile einzustellen und die *Shims* zu tauschen). Doch es konnte kein offensichtlicher Defekt festgestellt werden.

Was im Folgenden passierte, lässt sich kaum in Worten wiedergeben. Der Chef verabschiedete sich, und überließ seinen Schraubern das Feld. Das änderte alles! Fortan wusste unser Techniker nichts mehr. Wir sahen in fragende Augen und hochgezogene Schultern. Wir boten ihm unsere Hilfe mit dem Handbuch an. Mit dem Übersetzer im Smartphone sollte das kein Problem sein. Er hätte dankend angenommen, wenn nicht in diesem Moment der Junior-Chef um die Ecke gekommen wäre. Ein blasiertes Bürschchen und wahrscheinlich der einzige in der Region mit einer nigelnagelneuen *Ducati*. Wie wir später mitbekamen, nutzte er

diese scheinbar hauptsächlich, um vor seinen Kumpels damit zu protzen. Dem schmeckte unsere Anwesenheit in der Werkstatt gar nicht und so verwies er uns nach draußen an die frische Luft. «Sein Mechaniker wüsste, was zu tun sei.» Den Eindruck hatten wir allerdings nicht. Der Mechaniker selbst ja auch nicht. Wir protestierten heftig. Plötzlich fanden wir uns in einer feindlichen und ablehnenden Atmosphäre wieder. Der «kleine Boss» drohte, uns mitsamt den auseinandergebauten Motorrädern (an meiner waren bereits Vorderrad und Gabelrohre für die anstehende Reparatur ausgebaut), vor die Tür zu setzen oder das Ganze alternativ mit der örtlichen Polizei zu klären. Das gilt es als Weltreisender unbedingt zu vermeiden, endet es in der Regel doch meist schlecht. Für den Reisenden. Verzweifelt ließen wir unsere Motorräder zurück. Schade, dass wir seinen Vater nicht mehr kontaktieren konnten. Der schien nämlich wirklich daran interessiert gewesen zu sein, Uta's Honda wieder flottzumachen. Vielleicht wäre dann unsere ganze Reise anders gelaufen.

Das Motorrad eines Reisenden ist nicht nur ein einfaches Fortbewegungsmittel. Es ist ALLES was man besitzt, transportiert das gesamte wenige Hab und Gut, bedeutet Unabhängigkeit und Sicherheit.

Doch nun saßen wir abwechselnd draußen in der brennenden Wüstensonne oder im Verkaufsraum des Motorradladens und erhielten keine weiteren Informationen. Mittagszeit – Pausenzeit. Die Werkstatt wurde für einige Stunden geschlossen und wir sollten am Nachmittag wiederkommen. Eine Information, was nun gerade mit unseren Motorrädern passierte, erhielten wir

nicht. Stunde um Stunde verging. Unsere Nerven lagen blank, die Verzweiflung wuchs. So zog sich der Tag wie Kaugummi und wir hofften auf ein Wunder. Vergebens. Kurz vor Schließung der Werkstatt hörten wir, wie das Motorrad zum Test der vermeintlichen Reparatur angelassen wurde. Gas hoch, mehr und mehr, lauter und lauter. Wir guckten uns fragend an. Der Motor schrie und klang – scheiße! Es war wohl so eine Art Hilferuf der Honda.

Mutig stürmten wir trotz Verbot zurück in die Werkstatt. Hilflos suchten wir nach den richtigen Worten. Gar nicht so einfach, wenn die Nerven zum Reißen gespannt sind und der Volkshochschulkurs Spanisch für Einsteiger das Thema „Motorradreparatur“ gänzlich ausgespart hatte. Wir machten deutlich, dass wir unsere Motorräder gerne umgehend komplett zusammengebaut zurück haben wollen. Doch weit gefehlt. Eine weitere Stunde später schauten wir nach dem Fortschritt und nun war plötzlich die Öleinfüllschraube geöffnet und weitere Teile lagen abmontiert neben dem Motorrad. Ein planloses Gefummel ging vonstatten. Das ergab nun gar keinen Sinn mehr und konnte auch nicht erklärt werden. Wir ahnten es schon ... Das Motorrad war kaputter als vorher. Uta war kurz davor, komplett auszuflippen und wies den Mechaniker klar und eindringlich an, sofort und ohne Verzögerung die Finger von ihrem Fahrzeug zu nehmen. Sein Blick verriet, dass er an diesem Tag Mist gebaut hatte. Wir ahnten, dass es hier in der Atacama-Wüste vielleicht unmöglich werden könnte, Utas Motorrad für die Weiterreise instand zu setzen.

Mit meiner Honda lief es auch nicht viel besser. Den selbsternannten Fahrwerkspezialisten gelang es zwar das Leck zu flicken, dafür war keine Federung mehr vorhanden. Das Fahrgefühl entsprach ungefähr dem einer Eisenbahn ohne Schienen auf einer Schotterpiste. Die Gabel war falsch eingebaut worden. Ohne das hier näher schildern zu wollen: Ich ließ meinen Gefühlen lautstark freien Lauf. Horror.

Wir bezahlten die Rechnung, schnappten uns die lädierten Motorräder und machten uns bekümmert auf den Weg nach San Pedro.

Mittlerweile war es Abend geworden und wir «freuten» uns schon, kaputt von der ganzen Warterei in der Werkstatt und den stressigen Diskussionen, auf ein besonderes Abenteuer: Einhundert Kilometer Heimfahrt auf zwei kaputten Motorrädern durch die stockfinstere, eiskalte Wüste. Utas Mopped fuhr mittlerweile nur noch 40 km/h, war also tatsächlich kaputt repariert worden und klang wie ein Sack Nüsse. Meine Kiste rumpelte wie ein Eisenklotz mit eckigen Rädern über den Asphalt. Angeschlagen und zitternd kamen wir, ohne Zusammenstoß mit einem Alpaka, irgendwann nachts wieder in San Pedro an.

Was nun? Wir bekamen Tipps und gut gemeinte Ratschläge von Freunden, Mechanikern in Deutschland und aus diversen Social-Media-Gruppen. Das war zwar nett und hilfsbereit, aber ein einziges Herumgestocher und konnte leider nicht helfen. Toll war diese Anteilnahme trotzdem. Hinzu kam noch die unterirdisch schlechte Internetverbindung in San Pedro, die einen an Zeiten des 56k-Modems erinnerte. Eine andere

Überlegung war, uns die benötigten Teile aus Deutschland schicken zu lassen. Da wir aber nur zwölf Monate reisen konnten, erschien das auch nicht als geeignete Möglichkeit. Wir hatten bei anderen Motorradabenteurern mitbekommen, wie sie mehr als drei Monate auf Ersatzteile hatten warten müssen. Der Zoll hielt die Sendungen aus Europa mitunter monatelang unter Verschluss. So viel Zeit wollten wir einfach nicht verplempern. Es war ja auch noch nicht einmal klar, was wir überhaupt brauchten. Einen Austauschmotor? So etwas gab es für unsere Motorräder gar nicht. Vielleicht gebraucht, aber wie sollte das funktionieren? Eine Recherche ergab, dass aktuell eh keiner im Angebot war. Unsere Verzweiflung wuchs stündlich.

Mittlerweile waren wir einige Tage in San Pedro und merkten, dass uns die ganze Situation so richtig an die Psyche ging. Es machte sich eine Unruhe und leichte Panik breit, weil uns die Ideen zur Lösung des Problems ausgingen. Wir lenkten uns mit kleinen Tages-touren durch die wunderschöne und so besondere Natur in der Atacama-Wüste ab, die wir zu zweit mit meinem klappernden Motorrad erkundeten. Am Abend blieb aber immer die Frage:

„Was können wir nur machen, um unsere Motorräder zu reparieren? Was?“

Wir wollten schließlich weiterfahren und nicht länger in der Tourimetrople San Pedro festhängen.

Wir unternahmen selbst diverse Reparaturversuche und bauten die verschiedensten Teile von meinem Motorrad an Utas CRF, um den Fehler zu finden. *Trial and Error*. Ohne Erfolg. Der amerikanisch-japanische Entwickler des Honda-Rally-Teams (ein echt hohes Tier)

konnte oder wollte uns genauso wenig helfen wie unser Honda-Händler in Hamburg. Schade.

Es schien keine Lösung für unser Problem zu geben und schon zu diesem Zeitpunkt war klar, dass es nicht möglich war, mit diesem defekten Motorrad die Reise fortzusetzen.

Das konnte, nein, das durfte einfach nicht sein!

LESEPROBE 2

RALLY ATACAMA CHILE

«...Der eigentliche Grund für den Besuch in Copiapo war jedoch ein anderer: Die *Rally Atacama*. Nein, es geht jetzt nicht nur um ein Motorradrennen, sondern um eine ganz besondere Erfahrung. Die Rallye fand eigentlich in der Nähe von Copiapo statt. Der Ort hieß Tierra Amarilla, gelbe Erde. Um es kurz zu machen. Hier waren die besten Fahrer der Welt am Start: Ricky Brabec/USA, Toby Price/Australien, Matthias Walkner/Österreich, Kevin Benavides/Argentinien, um nur ein paar Namen zu nennen. Als ob nicht schon die bloße Anwesenheit der Weltelite ein Highlight gewesen wäre, konnten wir das Fahrerlager mit den Motorrädern, Mechanikern und Fahrern frei betreten. Keine Zäune oder Ordner trennten die Stars von den Fans.

In den folgenden Tagen wurden wir von der kompletten Rallye-Truppe quasi «assimiliert». Alle Top-Athleten, aber auch deren Teams, lokale Piloten und Organisatoren sprachen uns an und wollten mehr über unsere Reise erfahren. Unsere kleinen Honda-Motorräder wurden begutachtet und Informationen zu Gepäck und Route eingefordert. Ab dem zweiten Tag wurden wir von allen herzlich wie alte Kumpels begrüßt und gehör-

ten irgendwie dazu. Damit hatten wir nicht gerechnet. Für uns war das ein Geschenk.

Neben der sportlichen Challenge führt diese Vorbereitungsveranstaltung zur *Rally Dakar* durch die schönsten Abschnitte der Atacama-Wüste um Copiapo. Da das Ganze für Zuschauer nicht sonderlich gut organisiert war, brauchten wir ein Quäntchen Glück. Das begegnete uns in Form des Sportverband-Funktionärs Erick Nevells aus Argentinien und seiner deutschstämmigen Frau Fabiana.

Bei einer Rallye sind in der Regel große Distanzen (von mehreren hundert Kilometern) zu bewältigen. Die Fahrer müssen sich durch unwegsames Gelände mit einer sportartspezifischen Navigation wursteln. Meistens ist das eine endlos lange Papierrolle mit Informationen, die in einer Box am Lenker befestigt ist. Rallyes fahren und navigieren ist enorm anspruchsvoll und gefährlich, da häufig Vollgas gegeben wird – auch bei tiefem Sand, rutschigem Untergrund, in den Dünen etc. Als Beweis, dass die Fahrer tatsächlich die ganze Strecke absolviert haben, müssen sie Wegpunkte ansteuern, wo das Passieren von Streckenposten markiert und registriert wird.

Da die interessantesten dieser Wegpunkte jedoch erst am Tag des Rennens bekanntgegeben werden (damit sich kein Teilnehmer schon vorher eine Strecke zu-rechtlegen kann), bot Erick an, die jeweiligen Routeninfos morgens auf unser Handy zu schicken. Das gelang. Wir konnten die Rallye mit unseren Motorrädern verfolgen und uns an den attraktivsten Stellen positionieren.

Eine Renn-Routine stellte sich ein: sehr früh aufstehen, frühstücken, auf Infos warten, GPS mit Koordinaten füttern, Lunchbag packen und zum Start der Etappe fahren.

Besonders in Erinnerung geblieben ist uns ein Renntag, bei dem wir auf einmal vor einer riesigen Düne mitten in der Wüste standen. *La ballena*, der Wal. Wohl einer der höchsten Punkte in der Atacama-Wüste. Was hatte sich Erick dabei nur gedacht? Mit den kleinen Hondas kamen wir hier nicht hoch. Die Düne war zu steil und unsere «Kisten» zu schwach. Wir parkten die beiden Motorräder an der Straße und wollten den überdimensionalen Sandhaufen zu Fuß erklimmen. In den schweren Motorradstiefeln versuchten wir, ein paar Meter zu machen. Der Sand war wahnsinnig fein und für jeden Schritt, den wir nach oben stakten, rutschten wir einen halben nach unten. Ich war fassungslos und wollte den Berg dennoch bezwingen. Aber Uta hatte recht: Es war einfach unmöglich, hier zu Fuß hochzukommen.

Wunder gibt es immer wieder: Ein Mann winkte uns von unten zu. Er wirkte winzig, da wir ja schon einen Teil des Weges geschafft hatten. Ich konnte seine Gesten nicht deuten.

«Guck doch mal, der winkt uns zu sich!», rief Uta hoffnungsvoll.

«So ein Quatsch, das kannst du doch gar nicht sehen!», nörgelte ich genervt.

Uta begann entschlossen mit dem Abstieg, ich zögerte. Wenn wir jetzt die Düne hinunterliefen, wäre diese Etappe für uns Geschichte.

Hoch konnten wir aber auch nicht kommen. Gedankenversunken lief ich also ebenfalls zu der winkenden Gestalt.

Warum und wie sollte der uns bitteschön die Düne hochbringen?

Wir erreichten den dicken grauhaarigen Mann, der tatsächlich mit seinem kleinen roten Suzuki-Jeep auf uns wartete. Bequem gekleidet mit Baseballcap und ZZ-Top-Rauschebart, empfing uns der freundlich-bärig aussehende Chilene. Sein Plan war es, mit der rostigen Kiste die Düne zu meistern. Es gab also Hoffnung für uns. Jedoch:

«Solamente una persona», nur eine Person durfte mit.

Das kann doch nicht sein Ernst sein? Wie würde der normale, rationale Menschenverstand jetzt entscheiden? Uta oder Rossi oder keiner von beiden? Unser Freund entschied «südamerikanisch» und stopfte uns dann doch beide auf den Vordersitz. Im Nachhinein glaube ich, dass er vom chilenischen Tourismusverband engagiert worden war, um uns das nette, gastfreundliche Chile zu zeigen und unser bisheriges Bild «geradezurücken».

Der aufgemotzte Motor des alten «Jimmy Jeeps» heulte auf und wir preschten in wildester Fahrt die Düne hoch. Immer wieder rutschte der Wagen im feinen Sand zur Seite weg. Nur nicht vom Gas gehen! Der Fahrer holte alles aus dem Motor heraus, was in ihm steckte. Uta hing halb aus dem Fenster und ich versuchte, mich auf ein Drittel meiner eigentlichen Körpergröße zu komprimieren. Wenn wir jetzt umkippen würden, wären wir Mus. Zumindest Uta. Aber dieser Mann wusste, wie man tiefsten Pudersand und steilste Dünen

bezwang. Wir waren begeistert von seinem fahrerischen Können, aber noch mehr von so viel Hilfsbereitschaft. Ein Klassetyp, unser neuer Freund mit dem Suzuki-Jeep. Er erzählte uns noch, dass er für die *Rally Dakar* in den vergangenen Jahren die Etappen in der Wüste ausgearbeitet hat. Das erklärte natürlich, warum er mit den Gegebenheiten so vertraut war.

Belohnt wurden wir mit einer gigantischen Aussicht über die Atacama-Wüste. Hier wurde uns die endlose Weite dieser vegetationslosen Landschaft bewusst. Die grellen Reflexionen des hellen Sandes mussten mit einer Sonnenbrille in Schach gehalten werden. Mit Tüchern und Caps schützten wir Kopf und Körper vor den feinen Sandkörnern. Die Weite schien endlos.

Nach geraumer Zeit preschten die Fahrer einzeln an uns vorbei, der eine oder andere grüßte uns mit einer lässigen Handbewegung. Die Reifen katapultierten den Sand meterhoch in die Luft und erzeugten skurrile Gebilde. Außer uns waren noch zwei Fotografinnen vor Ort und ein Reporter kommentierte eine Live-Übertragung auf einem Social-Media-Kanal. Wir gaben sogar ein kleines Interview:

«Somos de Alemania, wir kommen aus Deutschland.»

Diese Etappe hier mitzuverfolgen, war ein wirkliches Privileg. Dazu musste man kein Rallye-Fan sein.

Ein ganz besonderes, aber auch erschreckendes Erlebnis hatten wir an einem Morgen. Uta war duschen, ich lag noch im Bett. Auf einmal fühlte ich mich leicht schwindelig. *Nein, so fühlte sich Schwindel nicht an.* Es war irgendetwas anderes im Gange. Das Bett fing wie von Geisterhand bewegt an, zu ruckeln. Erst leicht, dann

immer stärker, in tiefen Wellen. Uta schrie leicht panisch aus dem Bad:

«Was ist hier los? Es bewegt sich alles!»

Die Erklärung war einfach, aber für uns völlig unbekannt: TERREMOTO (schon ein geiles Wort, oder?), ein Erdbeben, und zwar ein ordentliches. Stärke 4.6 – da wackelte sogar die Wand. Zum Glück ging nichts kaputt. Nach einiger Zeit war der Spuk vorbei und unser Hotel (es gab nur ein Erdgeschoss) stand noch. Ein dicker Riss zog sich über die komplette Wand und wir waren um eine Erfahrung reicher. Ein terremoto live zu erleben, ist wirklich ein besonderes Erlebnis. Das ging uns durch Mark und Bein. Wir hatten bewegungslos in Angststarre verharret. Nicht die cleverste Idee. So konnten wir froh sein, dass das Beben nicht stärker gewesen war.

LESEPROBE 3

GRENZÜBERTRITT VIETNAM | KAMBODSCHA

«...Mit frischem Öl erreichten wir die Grenze zu Kambodscha. Auf diversen Reiseblogs hatten wir Warnungen zu geforderten «Sonderzahlungen» gefunden. Es sei Gang und Gäbe, dass sich Grenzbeamte hier die Taschen vollstopften. Auf einer stark vermüllten Straße führen wir durch das *Ha Tien Border Gate* und konnten Vietnam schnell und problemlos verlassen. Vor uns lag die kambodschanische Grenzstation, die wirklich angenehm anzusehen war. Hier hatte man scheinbar Mühe und Geld investiert. Landestypische Motive und Pagoden. Alles in Weiß und Gold gehalten. Rote Spitzdächer mit verschnörkelten Verzierungen. Geschmackvoll. Die Grenze erinnerte an eine Palastanlage. Nachdem der erste «Grenzer» passiert war, parkten wir unsere Detechs vor dem Verwaltungsgebäude.

Wir hatten uns vorher über den «Eintrittspreis» für Kambodscha informiert. Und ja, es kann sein, dass in unserer Bezahlung für die Visa ein kleiner, zu verkraftender Extra-Obolus enthalten war. Ganz sicher waren wir in der Tat auch später nicht. Geschützt hinter einer Glasscheibe sitzend nahm der grimmige Beamte unsere Papiere samt Geld in Empfang. Entscheidend war, dass die Banknoten in US-Dollar vorlagen. Die Scheine

mussten wie neu sein und durften nicht den kleinsten Knick haben. Der US-Dollar hatte sich in Kambodscha als Parallelwährung etabliert und wurde häufiger als der *Kambodschanische Riel* verwendet. Die amerikanische Währung war einfach inflationssicherer. Ein Nicken und ein Fingerzeig in Richtung Wartepplatz sprachen für seine Zufriedenheit.

Nach einigen Minuten wurden wir an eine weitere Station gewunken. In dem an die vierzig Grad warmen Gebäude saßen drei Beamte an einem langen Tisch mit Edelholzoptik nebeneinander. In der Mitte hatte es sich ein dicklicher Grenzer im weißen Unterhemd, scheinbar der Boss, der Anführer, der «große Käse», bequem gemacht und wurde von zwei Uniformierten flankiert. Es begann ein hektisches Treiben, allerdings nur von den Uniformierten. Der Mann im Unterhemd musterte uns. Ihm lief der Schweiß von der Stirn. Es herrschte eine «müffelnde» Atmosphäre. Wir fühlten uns wie in einem Film à la Quentin Tarantino, also «Kill Bill» oder «Django Unchained», zum Beispiel. Es war demnach bestimmt nur eine Frage von Minuten, bis Messer zum Einsatz kommen oder ein Kugelhagel auf uns niederprasseln würde.

Der Grenzübertritt entwickelte sich jedoch Gott sei Dank anders und ganz ohne Verletzungen oder Schlimmeres. Uta wurde an «Station 3» durchgewunken und erhielt ihren Pass. Ich auch. Aber nur fast. Plötzlich und gänzlich unerwartet rief einer der Uniformierten: «Stop!»

Ich sollte stehen bleiben. Der «Unterhemd-Mann» zog sich seine Uniformjacke an, stand auf und fing an, zu lächeln. Mit ein paar geflüsterten Worten übergab er

meinen Pass einem Kollegen. Was war hier im Gange? Welches miese Spiel wollte Kambodscha mit mir treiben? Bargeld oder Knast? Ich blieb ruhig. Uta auch. Pokerface. Jetzt fingen alle an zu lächeln. War ich der «eine millionste Kunde»? Ich lächelte vorsichtshalber mit.

«Sorry.»

Der Uniformierte war unsicher, das spürte ich. Wofür wurde hier ein «Sorry» ausgesprochen?

Wie sich später herausstellte, hatte man mir ein unbestimmtes Arbeitsvisum in den Pass gestempelt. Das musste nun aufwendig und mit diversen weiteren Stempeln rückgängig gemacht werden. Der große Oberchef musste unterschreiben und wahrscheinlich direkt eine Meldung an den König machen. Ach so.

Jetzt erhielt auch ich ein hübsches, in den Pass geklebt grünes Visum für Touristen und wir konnten die Fahrt fortsetzen. Die Motorräder waren gar nicht gecheckt worden, Papiere scheinbar nicht nötig. Easy. Das war natürlich falsch, wurde aber erst in Laos zum Problem.

LESEPROBE 4

PAKSE LOOP

LAOS

Ein Highlight des *Pakse-Loop* ist das *Bolaven-Plateau*. Wir starteten in der am *Mekong* gelegenen Großstadt Pakse und schlugen uns durch den unruhigen Stadtverkehr. Nach einiger Zeit landeten wir auf der Nationalstraße 20, wo es merklich ruhiger wurde. Das fühlte sich gut an. Die Detechs knatterten, ein warmer, fast heißer Wind begleitete uns und wir ließen unseren Blick über die grüne, bewaldete Landschaft schweifen.

Wir sahen immer wieder Firmenschilder, die auf eine Kaffeeproduktion hinwiesen. Hier im *Bolaven-Hochplateau* wird hauptsächlich Landwirtschaft betrieben. Maniok steht überall gebündelt am Wegesrand oder wird auf der Straße getrocknet. Tee und Kaffee wird großflächig angebaut.

Wir hatten den Tipp bekommen, einen Zwischenstopp bei *Mr. Viengs Café und Homestay* zu machen. Gut, gegen einen Kaffee hatten wir nichts einzuwenden. *Mr. Viengs Café* war in einer angenehmen, offenen Rundbauweise aus Holz angelegt. Ziemlich groß. Wir waren überrascht. Eine freundliche Dame hieß uns willkommen und setzte uns an einen, der aus Planken gefertigten, rustikalen Tische. Eine Gruppe von gut zehn anderen Touristen hatten sich ebenfalls bei *Mr. Vieng* eingefunden. Angereist mit dem Leihwagen oder Mopped. Mr.

Vieng kündigte sogleich eine Führung über sein Anwesen an.

Der Cafébesitzer war ein sehr humorvoller und redewandter Mann. Er trug einen blauen Hut und eine ebenfalls blaue Arbeitsjacke aus Baumwolle, mit bunten Applikationen. So konnten die Gäste ihn stets gut erkennen. Sein Markenzeichen: ein lauter, herzhafter und offener Rülps, alle fünf Minuten. Mindestens. *Bööööööööörp!* Ich wollte Mr. Vieng gerade eine schonendere Röstung empfehlen, als er anfang, uns die unterschiedlichen Kaffeesorten zu erklären. Das war wirklich interessant. Wir pulten Arabica, Robusta und andere Sorten aus den fleischigen Schalen und probierten. So schmeckten Kaffeebohnen also ungeröstet. Leicht süßlich und fruchtig, nicht unangenehm. Interessant. *Bööööööööörp!* Mr. Vieng erzählte von seinen Plantagen, wie er ökologisch saubere Kaffeepflanzen herstellte, und dass er auf natürliche Schädlingsbekämpfung ohne Chemie setzte.

Wir bummelten durch seinen «Versuchsgarten» und schauten uns ein großes Feld mit Maniokwurzeln an, die zum Trocknen auslagen. Die konnten dann wiederum zum Beispiel als Tierfutter verwendet werden. Nun hatte sich der Kaffeebauer ein weiteres kleines Highlight *Bööööööööörp!* für seine Gäste ausgedacht. Wir spazierten durch ein Dickicht aus Kaffeepflanzen, Sträuchern und Bäumen, als uns Mr. Vieng auf ein paar grüne Blätter hinwies. *Achtung, der folgende Text könnte eine verstörende Wirkung auf Vegetarier/Veganer haben.* Auf diesen Blättern krabbelten hunderte kleiner hellbrauner Ameisen. Mr. Vieng zupfte - *Bööööööööörp!* - ein Blatt vom Baum und zerrieb es samt Ameisen zwischen

seinen Händen. Nun griff er sich ein paar der zermatschten Tierchen und steckte sie in seinen Mund. «Tasty». Uta stellte sich für die Verkostung einer Ladung Insekten zur Verfügung. «Nicht schlecht. Mmh. Leichte Limettennote», lautete ihr überraschter Kommentar.

Bei diesem Rundgang lernten wir Adrienne kennen. Es ist interessant, wie auf Reisen Freundschaften entstehen. Auch wenn wir mit den anderen Touristen klönten, hatten wir zu Adrienne direkt eine nähere Verbindung. Sie ist Neuseeländerin und studiert in Australien Biologie. Und jetzt war sie allein auf Weltreise. Mutig, für eine junge Frau. Ihr gefiel es auch, abseits der prominenten Backpacker-Hochburgen zu reisen. So überraschte sie uns mit ihrem nächsten Ziel: Sie wollte Georgien erkunden. Ungewöhnlich für jemanden aus Neuseeland, oder? Adrienne hatte ebenfalls schon Vietnam besucht und war dort mit einem Roller unterwegs gewesen. Im Gegensatz zu vielen anderen jungen «Nachwuchspiloten», hatte sie sich Schutzkleidung zugelegt. Ein guter Helm, eine abriebfeste Jacke, Handschuhe. Diese Utensilien brauchte sie auch, denn in Hanoi rammte sie ein Bus von der Straße. Sie stürzte, tat sich weh, hatte aber keine schlimmeren Verletzungen. Jetzt in Laos traute sie sich wieder auf ein Moped, denn das «echte» Land war auch für sie mit Bussen einfach nicht zu erkunden. Wir luden Adrienne ein, uns zu begleiten. Sie war heilfroh, konnte sie jetzt in unserer Mitte fahren und wieder neuen Mut auf dem Motorrad sammeln. Das Reisen mit Adrienne war so entspannt und un-

kompliziert, dass wir uns später auch noch für den *Tha-kek-Loop* verabredeten, den wir gemeinsam bestritten.

Mr. Vieng hatte währenddessen einen Kaffee mit frisch gerösteten Bohnen für uns zubereitet. Traditionell mit Filter und Kanne. Wir prosteten uns zu und verabschiedeten uns später herzlich mit einem fröhlichen *Böööööööörp!*

Ein Jahr später sahen wir, wieder zu Hause in Norddeutschland, eine Reportage über Laos im Fernsehen. Wir schwelgten in Erinnerungen, als ein Mann auf dem Bildschirm erschien und sich als Mr. Vieng vorstellte. Sein Auftritt verlief übrigens rülpsfrei.